

Das Weilburger Testament

Historische Erzählung

von

Robert Bruchhäuser

Historische Erzählung
„Das Weilburger Testament“
von Norbert Bruchhäuser

Abschrift nach der in Fortsetzungen erfolgten Veröffentlichung in
„Land und Leute im Oberlahnkreis“
Heimatkundliche Beilage des „Weilburger Tageblatt“,
27. Jahrgang, April 1964 bis Juli 1964, Nummer 4 bis 7

<http://www.weilburg-lahn.info>
2002

1. Kapitel

Auf der Bodensteiner Lei über Villmar an der Lahn, da, wo sich heute das Standbild König Konrads erhebt, hielten an einem Herbsttag des Jahres 903 zwei jugendliche Reiter auf ihren Goldfüchsen. Es waren die beiden ältesten Söhne des Grafen von Weilburg. Der 18jährige Konrad trug das breite Kurzsword am Gürtel, der 16jährige Eberhard Bogen und Köcher über der Schulter. Beiden umspannte das knappe Lederwams die Brust, beiden wirrte sich das weizenblonde Haar über dem schmalen, kühnen Gesicht.

Unter dem Felsen am Lahnufer lag das konradinische Hofgut Villmar. Seine plumpen Holzbauten waren mit Schindeln gedeckt. Schweine suhlten sich im Schlamm, auf den Wiesen grasten Kühe, Hühner buddelten in der späten Sonne oder suchten ihr Futter im Gehölz am Flußufer. Dort unten hatten die Grafensöhne im Auftrage ihrer Mutter Glismuoda mit dem säumigen Pächter verhandelt, waren aber durch die Ankunft eines Händlers abgelenkt und von seinen Berichten in Spannung versetzt worden.

Diese Händler wußten vielerlei zu erzählen. Ihre Neuigkeiten stammten größtenteils aus den Schenken, wo die reitenden Boten einkehrten, die landauf, landab mit guten und schlimmen Nachrichten von Burg zu Burg ritten. Meistens war da von Kriegszügen, feindlichen Einfällen, Brand und Plünderungen die Rede. Denn immer war irgendwo Krieg im Lande. Den ritterlichen Deutschen lag die Freude am Kampfe im Blut. Zudem mußten sie wegen ihrer offenen Grenzen beständig nach allen Seiten gegen starke und raubgierige Feinde auf der Hut sein.

Leider lag ihnen nicht nur die Kampflust, sondern auch die Uneinigkeit im Blut. Was der Chronist Regino von Prüm von den Franken schreibt, trifft für alle deutschen Stämme zu: „Viele zur Lenkung des Reiches tüchtige Führer hätten sie erzeugt, wenn das Schicksal ihnen nicht die Waffen in die Hand gegeben hätte, damit sie wetteiferten, einander zu verderben.“

Deutschland war ja damals noch kein einiges, festes Staategebilde. Die Großen des Reiches befehdeten sich untereinander, denn jeder wollte seinen Machtbereich vergrößern. Selbst in den Sippen und Familien herrschte oft blutiger Streit, denn wie die Großen sich nur ungern dem König beugten, so wollten die Grafen und Ritter im eigenen Land keinen starken Herrn über sich dulden. Nur der deutschen Uneinigkeit ist es zu verdanken, daß das Land immer wieder von feindlichen Einfällen heimgesucht und verheert wurde. Wären die Stammesherzöge untereinander einig gewesen, so hätten sich die Feinde an den Grenzen blutige Köpfe geholt und das Wiederkommen vergessen.

Immer, wenn die Deutschen einig waren, konnte kein Feind ihnen etwas anhaben. Das wußten schon die alten Römer, die zu sagen pflegten: So unbesieglich die Deutschen sind — man muß sie nur sich selbst überlassen, um sie zu verderben. Auch davon hatte Ben Ibrahim, der Händler, in Gegenwart des Pächters gesprochen und eine Bemerkung dazu gemacht, die etwa heißen sollte: Die Dummen werden nicht alle.

Da war Eberhard aufgebraust, hatte dem Händler die Faust unter die Nase gehalten und hätte ihn am liebsten aus dem Hause geprügelt. Doch Konrad hielt ihn zurück. Es schickte sich nicht, daß ein Sohn des Frankenherzogs sich an einem niederen Manne vergriff. Er wies den Händler zurecht und ging mit seinem Bruder davon. Hätte er sehen können, wie Ben Ibrahim ihm nachgrinste, vielleicht wäre ihm doch die Reue gekommen, daß er den Bruder zurückgehalten hatte.

Während er jetzt von der Höhe weit in das herbstliche Land schaute, das nach allen Himmelsrichtungen zum Herrschaftsbereich seines Vaters gehörte, mußte er den Worten des Händlers noch einmal nachdenken, und er fand ein Körnchen Wahrheit darin. War nicht sein Vater als treuer Gefolgsmann des Königs jahraus, jahrein im Sattel von einem Ende des Reiches zum anderen, um die aufsässigen Großen zur Ordnung zu bringen? Wäre es nicht richtiger und besser gewesen, daß Bayern und Lothringer, Schwaben und Franken — von den eigenbrötlerischen Sachsen gar nicht zu reden — fest zusammengehalten hätten, um den Normannen, den Ungarn und den Slawen Schach zu bieten und endlich ein einiges, starkes Reich zu schaffen!

In solchen Gedanken wurde Konrad von seinem Bruder unterbrochen. Dieser hatte in großer Höhe einen Raubvogel entdeckt, der seine Kreise immer tiefer zog, jetzt hinter einer Wolke verschwand und gleich darauf wieder auftauchte.

„Siehst du den Mörder?“ rief Konrad, indem er in die Höhe deutete. Konrad sah flüchtig hinauf und nickte wortlos. Er war noch in Gedanken.

Jetzt griff Eberhard geschwind nach Pfeil und Bogen und beugte sich weit über den Hals des Pferdes vor, um besser zu sehen. Im Hofe drunten stob das Hühnervolk entsetzt auseinander. Wie ein Stein hatte sich der Raubvogel mitten hinein fallen lassen.

In der nächsten Sekunde schwang er sich mit mächtigem Flügelschlag in die Höhe, das erlegte Huhn in den Fängen, und strich fast gemächlich gegen die Lei her — ein stolzer Räuber. Eberhard hob blitzschnell den Bogen, folgte für Augenblicke mit angehaltenem Atem dem Flug des Vogels, dann ließ er den Pfeil schwirren. „Getroffen!“ jubelte er in knabenhafter Freude.

Der Vogel tat noch ein paar unregelmäßige Flügelschläge, segelte dann kopfüber zur Erde und plumpste keine zwanzig Schritte entfernt mitsamt seiner Beute in eine Weißdornhecke. Im Nu war Eberhard auf der Erde und lief hinüber. Konrad griff das reiterlose Pferd am Zügel und ritt ihm langsam nach. „Sieh her!“ Eberhard hielt ihm den toten Räuber entgegen, einen mächtigen Habicht. „Unter der linken Schwinge sitzt der Pfeil ihm mitten in der Brust! Glaubst du mir jetzt, daß Bodo mich getrost auch auf die Bärenjagd mitnehmen kann?“

„Ich muß dich loben“, sagte Konrad; „das war ein guter Schuß. Wenn einmal dein Arm den Speer meistert wie dein Auge den Pfeil, darfst du den Bären jagen helfen. Dafür laß mich sorgen.“

Gemeinsam banden sie Habicht und Huhn an Eberhards Gürtel und ritten gemächlich zurück nach Weilburg.

2. Kapitel

Die Abende waren zumeist still auf der einsamen, steilen Burg. Da saßen die Brüder mit ihrer Mutter, dem Burgkaplan und den beiden jüngeren Geschwistern Otto und Mathilde zu Tisch. Schweigend wurde gegessen. Nach der Mahlzeit erzählte der Mönch noch eine Weile vom Heiland, von dem Leben und Sterben der Apostel und Märtyrer; dann sprach er das Nachtgebet und zog sich zurück. Auch die beiden Jüngsten gingen schlafen. Konrad und Eberhard blieben noch bei der Mutter sitzen.

Gewöhnlich besprach man die Nachrichten, die etwa ein reitender Bote aus dem königlichen Heerlager am Tage gebracht hatte, oder die Vorbereitungen für den Besuch des Vaters oder eines seiner Brüder, die alle drei treue Vasallen des Königs waren: Eberhard, der im Spessart die Ostgrenze zu sichern hatte, Gebhard, der Einarmige, der die Grafschaften Oberrheingau und Wetterau zu Lehen besaß und vom König überall da gebraucht wurde, wo ganze Arbeit zu leisten war, und Rudolf, der Bischof von Würzburg — vier schwertgewaltige Recken, deren Machtbereich sich vom Niederrhein bis nach Lothringen und von Aachen bis nach Thüringen erstreckte.

Weilte der Vater einmal für ein paar Tage daheim auf der Weilburg, so wichen ihm seine beiden ältesten Söhne nicht von der Seite. Wie leuchteten ihre Augen, wenn er ihnen von seinen und seiner Brüder Kriegsfahrten erzählte! Wie stolz waren sie, nicht nur Burg- und Grundherren zu sein, sondern auch einem der vornehmsten Geschlechter des Frankenadels anzugehören, der die Führung im Reich beanspruchte!

Dann kam regelmäßig Konrads Frage: „Wann darf ich endlich reiten, Vater?“ Und der Vater pflegte zu antworten: „Gedulde dich, deine Zeit kommt. Es sieht nicht nach Frieden aus in der Welt. König Ludwig, unser Verwandter, ist ein Kind. Wie sollten die Großen des Reiches es über sich gewinnen, ihm zu gehorsamen? Er vertraut auf uns. Es hat mich und meine Brüder für treue Dienste reich belehnt, in Rhein- und Mainfranken, in Thüringen, im Moselland. Das läßt die anderen nicht ruhen. Viele sind, die unserer Sippe die Macht und den Besitz neiden, dazu die Freundschaft des Königs und des mächtigen Mainzer Bischofs Hatto.“

In Lothringen will seit den Tagen des unglückseligen Zwentibald nicht Ruhe werden. Unsere Babenberger Vettern warten nur auf eine Gelegenheit, uns den Spessart und die Würzburger Lande zu entreißen. Jeden Tag kann es geschehen, daß die Ungarn wieder über die Grenzen vorstoßen und das Land brandschatzen, daß in der Sorbenmark die Feindseligkeiten von neuem entbrennen. Ich sage dir: Gedulde dich. Sitzest du erst im Sattel, so wird des Reitens kein Ende mehr sein. Und deine Mutter wird einen mehr haben, um den sie sorgen muß, wie sie seit Jahren um mich Sorge trägt.“

Mutter Glismuoda war eine gottesfürchtige Frau aus thüringischem Adel, auch des Lesens und Schreibens kundiger als ihr soldatischer Gemahl; wenn ihre Söhne sich über Tag im Waffenhandwerk geschult hatten, so mußten sie vor der Abendmahlzeit noch eine Stunde bei dem Burgkaplan in die Schule gehen.

Aus einem handgeschriebenen, kostbaren Evangeliar, das vom Urgroßvater Gebhard aus dem Stift Gemünd über Westerburg stammte, wo er seine letzten

Lebenstage als frommer Büsser verbracht hatte, las ihnen der Mönch die heiligen Geschichten vor und übersetzte sie mit ihnen aus der lateinischen in die deutsche Sprache. Da taten sich die Jungen oft schwer, und wäre nicht die Mutter dabeigewesen, so hätten sie kaum die zum Lernen notwendige Geduld aufgebracht.

Als der Herbst mit Sturm und Regenschauern vom Westerwald herüberwetterte, ritten eines Abends der Vater und Oheim Gebhard, der Einarmige, mit kleinem Gefolge auf die Burg. Die Freude des unerwarteten Wiedersehens währte aber nur kurze Zeit, denn die Männer brachten schlimme Kunde: Die Babenberger hatten die Würzburger Lande überfallen. Ohm Eberhard war seinem Bruder Rudolf zur Hilfe geeilt, hatte aber beim ersten Zusammentreffen den Tod gefunden.

Nun war Gebhard dabei, seine Mannen zur Vergeltung gegen die Rebellen zu sammeln. Der in hundert Schlachten Bewährte schäumte vor Wut. Seine gewaltige Stimme ließ das kleine Gemach erdröhnen. „Zuviel Nachsicht! Zuviel Schwäche! Solchen Räubern muß ein für alle Mal das Handwerk gelegt werden. Und Rache will ich für den Bruder, bei meiner Seele Seligkeit! Ich will —“

Er hielt mitten im Satz inne, als sein Blick den jungen Konrad traf, der ihm atemlos gelauscht hatte, und wandte sich an den Vater: „Gib mir den Jungen. Er soll zum König reiten und mir die Vollmacht holen, daß ich im Namen des Reichsregiments gegen die Aufständischen einschreiten kann.“

Vater Konrad überlegte kurz, schaute seinen Sohn prüfend an und nickte Zustimmung. „Der König weilt in Mainz. Wohin willst du seinen Bescheid haben?“ Gebhard antwortete: „Ich reite vor Tagesanbruch in Richtung Wetterau und von da auf Frankfurt und Würzburg. In Frankfurt erwarte ich des Königs Botschaft. Das wäre“ — er überschlug die Wegstrecke in Gedanken — „ab heute in zwei Tagen. Kann ich mich darauf verlassen?“ fragte er den Jungen. „Du kannst!“ antwortete Konrad stolz, und seine Stirn brannte vor Eifer.

In der Frühe des nächsten Tages schwang sich Konrad auf seinen Goldfuchs. Ein Knecht sollte ihn begleiten. Der Vater schärfte ihm noch einmal seinen Auftrag ein. Die Mutter aber sah stolz und besorgt zugleich zu ihrem Ältesten auf und sprach: „So reite mit Gott!“ „Bleibt mit Gott!“ antwortete der Jüngling und hob grüßend die Hand. Dann donnerten die Hufe über die Bohlen der Zugbrücke.

Konrad hätte am liebsten laut gejubelt vor Glück, wäre nicht der Knecht gewesen, der zwei Pferdelängen hinter ihm dreinritt und Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Fast ohne Rast durchquerten sie den Taunus und ritten am Nachmittag in das Heerlager des Königs ein. König Ludwig war damals ein zehnjähriger Knabe, ein frühreifendes Kind, das nie jung gewesen war und reden mußte, wie seine Ratgeber es ihm vorsagten.

Er empfing den Grafensohn in Anwesenheit des eisgrauen Kirchenfürsten Hatto und hörte seine Botschaft. Sein schmales, blasses Gesicht verfärbte sich, als er den Bischof anschaute und sagte. „Wenn Graf Gebhard nach der königlichen Vollmacht verlangt, dann gnade Gott dem Babenberger!“

„So soll es sein!“ sprach Hatto, und seine Stimme klang wie Schwertschlag. „Lange genug hat Gnade gewaltet. Jetzt spreche das Recht! Nimmer bauen wir das

Reich, so lange noch einer von diesen Rebellen ungestraft das Haupt heben kann." Der königliche Knabe senkte tief die Stirn. Dann sprach er leise: „Wie du willst."

Konrad beugte das Knie. Der König legte ihm freundlich-ernst die Hand auf die Schulter und sagte: „Steh auf. Ich freue mich — du hast ein gutes Gesicht. Ich sah im Traum heute Nacht einen Adler über den Taunusbergen kreisen und geradewegs in die Sonne steigen. Als ich dich eben hereintreten sah, mußte ich an den Adler denken."

Hatto lächelte grimmig: „Unzeitiges Lob verdirbt die Jugend. Er wird uns beweisen, ob er seines Vaters Namen zu recht trägt." „Ich will es beweisen!" sagte Konrad stolz und fest. „So helfe dir Gott!" sprach der Bischof und machte über ihn das Zeichen des Kreuzes.

Noch ganz benommen schritt der junge Reiter aus der Halle. Man setzte ihm Speise und Trank vor, und mancher harte Gefolgsmann seines Vaters trat grüßend zu ihm, während andere sein Pferd mit Kenneraugen musterten. Im Kreise dieser Männer fühlte er sich als unter Seinesgleichen und gelobte sich, zu werden wie sie. Beschwingt ritt er auf Frankfurt.

Nachdem er dem Oheim die Botschaft des Königs überbracht hatte, bat er um die Vergünstigung, mitreiten zu dürfen. Doch der alte Krieger lehnte ab. „Diese Vollmacht müßte mir dein Vater geben. Reite heim und warte, bis man dich ruft."

Schweren Herzens machte Konrad sich auf den Heimritt durch die herbstlichen Wälder. Zwei Wochen später kam nach Weilburg die Nachricht: Graf Gebhard hat den jüngeren der Babenberger Brüder nach schwerem Kampf gefangen genommen und enthaupten lassen.

3. Kapitel

Drei Jahre waren seitdem vergangen. Da ritt Herzog Konrad wieder einmal auf die Weilburg ein. Und diesmal brachte er für seinen Ältesten die Erfüllung des lange ersehnten Wunsches: Du reitest! Lothringische Grafen hatten sich gegen ihre fränkischen Lehensherren empört und im Moselland gebrandschatzt. Konrad sollte zu den um Trier versammelten Heerhaufen stoßen und an ihrer Spitze mit den Aufständischen abrechnen.

Das Herz wollte ihm aus der Brust springen vor Begeisterung und Tatenlust. Endlich war es so weit, daß man ihn brauchen konnte! Wenn das Eberhard wüßte! Aber der mußte inzwischen zu Kaiserswerth den Laienabt spielen.

„Bring mir gute Botschaft!" sagte der Vater beim Abschied; „ich reite derweil gen Osten. Es scheint, daß der letzte Babenberger nicht eher Ruhe geben will, als bis auch ihm der Kopf vor die Füße gelegt ist." Sie schieden mit männlichem Händedruck. Keiner ahnte, daß schon der Tod zwischen ihnen stand. Denn während der junge Heerführer mit Schneid und gutem Glück die Aufständischen zu Paaren trieb und ihnen eine feste Stellung nach der anderen entreißen konnte, so daß sie

bereits anfangen, über einen Waffenstillstand zu verhandeln, erreicht ihn die Nachricht, daß sein Vater gefallen sei.

Herzog Konrad war mit seinen Reitern und dem hessischen Fußvolk auf einen starken Heerbann des Babenbergers gestoßen, hatte sich ungestüm in den Kampf gestürzt und war, von allen Seiten umringt erschlagen worden. Der Feind richtete unter dem seines Führers beraubten Fußvolk ein fürchterliches Blutbad an und zog mit reicher Beute ab. Konrad eilte aus Lothringen herbei, konnte aber nur noch den entstellten Leichnam seines Vaters bergen und zur letzten Ruhe nach Weilburg geleiten.

Kaum blieb ihm Zeit, der Mutter in Ihrem Schmerz beizustehen, da rief ihn die Kriegspflicht auf das Schlachtfeld zurück. Und diesmal tat der Babenberger seinen letzten Waffengang. Er wurde in seine Feste bei Schwelnfurt zurückgedrängt und nach erbitterten Kämpfen zur Übergabe gezwungen. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, sein Haupt fiel unter dem Schwert des Henkers.

Noch im selben Jahre wurde Rudolf, der Bischof von Würzburg, bei der Abwehr eines Ungarneinfalles überwältigt und getötet, ein Jahr später folgte ihm der letzte der vier konradinischen Brüder, Gebhard, gleichfalls in heldenmütigem Kampf gegen die Ungarn, in den Tod. Damit hatte das konradinische Haus innerhalb weniger Jahre einen vierfachen unersetzlichen Verlust erlitten und seine Machtstellungen in Lothringen sowie in Mittelfranken eingebüßt. Mit 25 Jahren war Konrad der Älteste seiner Sippe, früh gereift, aber voll überschäumender Lebenskraft.

Wenn er jetzt, wie ehemals der Vater, aus dem Heerlager des Königs oder von einem Kriegszug für kurze Zeit in Weilburg einkehrte, staunte seine Mutter im Stillen über den klaren Verstand und die sicheren Urteile ihres Sohnes, der fast über Nacht in eine große und schwere Verantwortung hineingewachsen war. Noch konnte sie nicht ahnen, wozu die Vorsehung ihn ausersehen hatte, aber oft war ihr, als weise sein hochstrebender, kühner Geist in eine große Zukunft.

Immer seltener wurden seine Besuche auf der väterlichen Burg, immer häufiger wurde er in die Umgebung des Königs gerufen, und immer offensichtlicher neigte sich ihm die Gunst des allmächtigen Mainzer Kirchenfürsten:

Am 24. September 911 starb König Ludwig. Die Krone suchte einen Herren. Die Großen des Reiches wurden zur Königswahl nach Forchheim entboten. Und alle kamen: die Sachsen und Bayern, die Schwaben und Franken. Nur die Lothringer fehlten. Die glänzende Versammlung wurde von Erzbischof Hatto geleitet, in Anwesenheit der Bischöfe von Konstanz, Augsburg, Würzburg und Trier.

Im ersten Wahlgang fiel die Mehrzahl der Stimmen auf den greisen Herzog Odo von Sachsen. Doch dieser lehnte mit Rücksicht auf sein hohes Alter ab. Sein Sohn Heinrich stand schweigend hinter seinem Sessel. In seinem Gesicht war weder Nein noch Ja zu lesen.

Da erhob sich Hatto und sprach: „Kein Haus hat größeren Blutzoll im Dienste des Reiches geleistet als das konradinische. Der Älteste dieses Hauses hat sich nach Art seiner Väter in Treue bewährt. Die Kirche rät, ihm des Reiches Krone anzutragen.“

Darauf rief der Bischof den Namen des Bayern Arnulf. Und Herzog Arnulf stand und sprach: „Wer es vermöchte, die Hölleflut der Ungarn zu dämmen, unseren Landen den Frieden, unseren Feldern die Ernten zu sichern, der sollte König sein. Ich zweifle, ob es der fränkische Vetter vermag, so edel und tapfer er ist.“

„Gott wird bei ihm sein!“ rief Hatto.

„So mag er's mit Gott versuchen“, sprach der Bayer, „ich verweigere ihm meine Stimme nicht“. Darauf rief Hatto den Namen des Schwaben. Und Herzog Erchanger stand und sprach: „Groß war die Macht der Frankensippe. Aber sie ist ihr genommen worden. Ich frage mich, ob Gott gewollt hat, daß sie ihr genommen wurde. Edel und klug ist der Nachfahr ihres Hauses, doch mag seiner Jugend die Last der Krone zu schwer sein. Wir haben's erfahren, was es bedeutet, wenn ein Kind die Krone trägt.“

„Jugend ist von allen Gebrechen das kleinste, denn es heilt mit der Zeit von selbst“, antwortete ihm Hatto.

„Und der Bischof von Mainz weiß, wie man Jugend führen muß!“ warf der Sachse dazwischen; „es ist eines Königs nicht würdig, am Gängelband eines Kirchenfürsten zu gehen.“

Der Bischof herrschte ihn an: „Die Kirche spricht im Auftrage des Königs der Könige, und wehe dem, der ihre Stimme nicht hört!“ Da schwieg der Sachse und schaute trotzig zu Boden.

Herzog Erchanger aber nahm noch einmal das Wort und sprach: „Ich beuge mich vor der göttlichen Sendung der Kirche; von ihrer Macht erwarte ich kein Heil.“

„So erwarte es von dem, der ihres Segens versichert ist!“ versetzte Hatto.

„Es sei“, sprach der Schwabe; „er soll's versuchen. Ich gebe ihm meine Stimme.“

Konrad von Franken wurde zum König gewählt und empfing Krone und Salbung aus der Hand des Bischofs. Danach, als die Großen sich zu lautem Feiern niedergelassen hatten, ging er von einem zum andern und bot ihnen in seiner offenen, warmherzigen Art die Freundeshand.

Der Schwabe und der Bayer schlugen ein, wenn zuerst auch zögernd. Heinrich von Sachsen hatte die Hände um den Schwertknauf gelegt. Als Konrad ihm die Hand bot, tat er, als sähe er sie nicht.

Da bäumte sich der Stolz des jungen Königs, und er sprach: „Wie du willst. Du weigerst mir die Freundschaft. So muß Feindschaft zwischen uns sein.“

„Du sagst es“, antwortete der Sachse. „Geh deinen Weg, ich gehe den meinen.“ Konrad bezwang sich und schwieg. Eberhard, der neben ihm stand, fuhr in schnellem Zorn nach dem Schwertgriff. Auch Heinrichs Begleiter drängten sich drohend herzu. Doch der Sachse gebot ihnen Ruhe und sprach: „Nicht heute und nicht hier! Wir sind Gäste des Königs und wollen ihm feiern helfen. Die Franken verstehen zu feiern, besser als wir. Was sie sonst noch verstehen, wird die Zukunft lehren.“

„Ich hoffe, sie soll dich lehren, daß Hochmut vor dem Fall kommt“, sagte Eberhard.

Heinrich antwortete: „Ein Sachse steigt nie höher, als er Sprossen in der Leiter hat.“

„Ein Franke weiß zu fliegen, wo er nicht weiter steigen kann.“

„Über sächsische Mauern wird keiner fliegen noch steigen.“

„Darüber reden wir, wenn wir uns Wiedersehen.“

„Du sollst mir willkommen sein.“

Konrad war schon gegangen. Eberhard schloß sich ihm an, bitteren Zorn im Herzen. Am Abend saß er allein mit seinem königlichen Bruder in dessen Zelt. Draußen lärmten die Zecher. Als es auf Mitternacht ging, lagen alle in trunkenem Schlaf.

Nur einer wachte — Heinrich. Sie sahen ihn beim Schimmer des Mondes vor seinem Zelte sitzen, das Schwert auf den Knien. Eberhard, der ihn haßte, sagte zum König: „Es kränkt mich, ihn so sitzen zu sehen. Ich möchte ihm sagen, daß wir das Gastrecht zu achten wissen.“

Konrad nickte und dachte eine Weile nach. Dann sagte er: „Du bringst mich auf einen Gedanken. Geh und bitte ihn hereinzukommen.“

Eberhard schaute den Bruder zweifelnd an, sagte nichts und schritt hinüber. Der Sachse erhob sich und kam über den Platz. Der König erwartete ihn am Zelteingang. Auf ein Zeichen von ihm entfernte sich Eberhard.

„Willkommen!“ sprach der König und lud den Gast zum Sitzen ein. Dann setzte er sich und sagte: „Ich sehe es ungern, daß du die Ruhe meidest, um den Schlaf deiner Männer zu bewachen. Traust du so wenig meiner Gastfreundschaft?“

„Es liegt mir fern, dich zu kränken“, antwortete Heinrich, „aber meine Männer schlafen am sichersten, wenn ich über ihnen wache.“

Der König sagte: „Wie willst du Vertrauen ernten, wenn du selbst nicht bereit bist, Vertrauen zu schenken?“

„Man hat mich gelehrt, Vertrauen nur dem zu schenken, der sich seiner wert erzeigt hat.“

„Bei uns sagt man: Wer keinem traut, dem ist nicht zu trauen.“

„Halte das, wie du willst und mußt. Wir Sachsen haben in einer harten Schule gestanden. Denk an Karl und Widukind.“

„Wollen wir den alten Zwist nicht begraben sein lassen?“

„Begraben mag er sein, aber vergessen wird ihn der Sachse in hundert Jahren nicht.“

„Auch nicht, wenn wir Freunde würden?“

„Von dir stammt das Wort, daß Feindschaft zwischen uns sein muß.“

„Weil du die Bruderhand zurückgewiesen hast. Trotzdem biete ich sie dir noch einmal. Wir sind beide jung. Wir haben das Leben vor uns und eine große Verantwortung. Die nach uns kommen, werden Rechenschaft fordern von unserer Verwaltung. Sollen an unseren Gräbern die Söhne und Enkel stehen und fluchen, daß wir einander in unseligem Hader zerfleischt haben, statt gemeinsam das Reich zu bauen, in dem Kinder und Enkel glücklich sein können?“

Heinrich lächelte. „Du trägst den Traum eures großen Karl in dir. Ich aber sage dir: Karl ist tot, und der Traum ist ausgeträumt.“

„Um das Große zu schaffen“, sprach Konrad, „muß man an das Große glauben. Ich glaube an das Reich. Glaubte ich es nicht, wäre ich der Krone nicht wert.“

„Die Krone wird dir kein Glück bringen.“

„Ich frage nicht, was sie mir bringt, ich will sehen, was ich ihr bringen kann.“

Der Sachse schüttelte den Kopf. „Du träumst“, sagte er. „und also wirst du scheitern. Dein Bruder spricht vom Fliegen und vergißt, daß wir auf der Erde leben. Ein Sachse vergißt das niemals. Wir richten uns ein und halten, was wir haben. Ihr strebt in's Ferne und Große und seht nicht, was euch vor den Füßen liegt. Darüber müßt ihr stolpern und endlich scheitern. So denke ich.“

„Aber wenn jeder nur an sich denkt“, ereiferte sich der König, „kann nie eine Gemeinschaft werden. Ohne Gemeinschaft aber bleiben die deutschen Stämme ein Spielball ihrer Uneinigkeit und eine beständige Herausforderung an die äußeren Feinde, über uns herzufallen.“

Heinrich zuckte noch einmal die Schultern und sprach: „Du machst dir viel Sorgen, und wirst keinen Dank dafür ernten. Wärest du der große Karl selber — die anderen würden dir auf deinem Wege nicht folgen. Denn jeder sieht nur, was du ihm nehmen, nicht, was du ihm bringen willst. Sie wollen kein einiges Reich, denn das würde bedeuten, daß sie ihre Selbständigkeit verkaufen müßten. Das wirst du nie erleben. Und wenn du es mit Gewalt versuchst, wirst du alle gegen dich haben.“

„Auch dich?“ fragte der König.

„Auch mich!“ antwortete der Sachse und stand auf. „Wir wollen schlafen gehen. Ich reite morgen in der Frühe.“

„Dann reite mit Gott“ sprach Konrad und stand gleichfalls auf.

„Mit Gott und meinen Männern“, versetzte der Sachse.

„Und wirst du jetzt schlafen?“ fragte der König.

Heinrich antwortete: „Jetzt werde ich schlafen, denn ich habe deine Sorgen kennen gelernt und deine gute Gesinnung. Du hast mich nicht überzeugt, aber du hast mich dich achten gelehrt. — Bleibe mit Gott!“

Klirrend schritt er aus dem Zelt. Konrad aber ging noch lange in tiefen Gedanken auf und ab, ehe auch er sein Lager aufsuchte zu kurzer Ruhe.

4. Kapitel

Reiten. — reiten!

Kaum waren die Krönungsfeierlichkeiten beendet, da sahen die Herrscherpflichten den jungen König im Sattel. Feindseligkeiten zwischen Erchanger, dem schwäbischen Großen, und dem Bischof Salomon von Konstanz riefen ihn nach dem Süden. Seinem jugendlich tatkräftigen Auftreten und seinem Verhandlungsgeschick gelang es, die Streitenden zu versöhnen, wenn auch nur für kurze Zeit.

Am Hofe des Bischofs feierte er das Weihnachtsfest. Der anwesende Abt von St. Gallen lud ihn zu einem Besuch seiner berühmten Klosterschule ein. Der König sagte zu, ritt mit kleinem Gefolge hinüber und verbrachte drei frohe Tage unter dem jungen Volk. Die Klosterchronik weiß davon zu berichten. Die an strenge Klosterzucht gewöhnten Zöglinge wagten zuerst nicht, den Mund aufzutun. Da wollte der König ihre Zurückhaltung auf die Probe stellen und ließ einen Sack rotbäckiger Äpfel vor ihnen ausschütten; aber keiner bückte sich danach, alle widerstanden der Lockung.

„Brav!“ lobte der König. Zum Abt gewandt aber sagte er leise: „Soweit hatte ich es in meiner Jugend nicht gebracht. Tut ihr des Guten nicht zu viel?“ Der Abt entgegnete: „Früh übt sich, was ein Meister werden will.“

Nun ließ sich der König, wohl in Erinnerung an seine eigenen Schulstunden beim Burgkaplan zu Weilburg, ein Evangelienbuch bringen, setzte sich zwischen die Knaben und hieß einen nach dem anderen einen Abschnitt vorlesen. Sie machten ihre Sache nicht schlecht. Am besten las ein kleiner zehnjähriger Schwabe. Der König hörte ihm mit Vergnügen zu, hob ihn dann auf den Arm und steckte ihm eine Goldmünze zwischen die Lippen. Doch das zukünftige Mönchlein spie das Goldstück verächtlich aus.

Da lachte der König, zerstrubbelte ihm das Borstenhaar und sagte: „Der wird einmal ein guter Mönch werden!“ Der Kleine trat ernsthaft an seinen Platz zurück, und der Abt war sehr stolz auf ihn.

Der König aber gedachte der kleinen Gesellschaft eine Freude zu machen und verkündete feierlich, daß sie drei Tage schulfrei hätten, und zwar nicht nur dieses eine Mal, sondern künftig jedes Jahr um dieselbe Zeit, zum Andenken an den Besuch König Konrads, der auch einmal ein kleiner Lateinschüler gewesen sei, wenn auch lange nicht so fleißig und tüchtig und weltabgewandt wie sie. Noch wagten die Kleinen nicht, sich des unerwarteten Geschenkes laut zu freuen. Erst als der Abt es ihnen erlaubte, erhoben sie ein großes Lärmen, und je lauter sie tollten desto mehr freute sich der König.

Drei Tage lang ging es hoch her in dem stillen Kloster. Als hätte Konrad geahnt, daß es für lange seine letzten Feierstunden sein sollten, ließ er sich's wohl sein, hieß auch die ernsthaften Mönche an der Festfreude teilnehmen, befahl seinem Gefolge, für hinreichend Wildbraten zu sorgen, der Abt mußte den Wein dazu stiften, und nun hub ein Feiern an, wie es wohl auf den Burgen im Frankenland nicht selten, in dem weltabgeschiedenen St. Gallener Kloster aber noch nie erlebt worden war.

Der Abt machte gute Miene zum heiter-weltlichen Spiel, und mancher grauhaarige Mönch mag im Stillen den Kopf zu so eitlen Treiben geschüttelt haben. Der König aber ließ kein Kopfschütteln aufkommen, — und sein unbekümmertes Lachen steckte zuletzt auch die ernsten Einsiedler an.

Als er nach drei Tagen davongeritten und die gewohnte Stille wiederhergestellt war, schlug der Chronist eine neue Seite in seiner Klosterchronik auf und beschrieb ausführlich und mit schönen bunten Schnörkeln den Besuch des jungen Königs, vergaß auch nicht die Abmachung der drei schulfreien Tage, den Sack mit den Äpfeln, den guten Wein und die duftenden Wildbraten zu erwähnen, und schloß mit einem Segenswunsch für den freundlichen Herrscher aus Frankenland.

Dieser war schon auf dem Ritt nach Straßburg. Denn inzwischen hatten sich die lothringischen Großen gegen ihre fränkischen Lehensherren erhoben und mit dem Westfrankenkönig Karl verbündet. Konrad sandte von Straßburg aus eine Botschaft an König Karl.

Es fand ein Treffen der beiden Könige statt. Karl verzichtete auf fernere Einmischung in die lothringischen Verhältnisse, hielt aber nicht Wort. Kaum hatte Konrad den Rücken gewendet, da erhob sich der Streit von neuem. Er mußte zurückkehren. Diesmal drang er mit seinem Heerbann siegreich bis Aachen vor, belohnte die alten Freunde und gewann sich neue hinzu.

Im Sommer hielt der König Hof zu Frankfurt und Tribur. Von hier rief ihn Bischof Salomon von neuem zu Hilfe. Wieder in den Sattel, wieder in die Schlacht, und nachdem Frieden gestiftet war, zurück ins heimische Frankenland.

Im Herbst sahen und grüßten die Getreuen zu Weilburg zum ersten Mal ihren jungen König. Aus der Umgebung strömten die Menschen herbei, voll Freude und Stolz, daß die stille Weilburg nun Sitz des Deutschen Königs geworden war.

Aber über der Festfreude vergaß Konrad nicht die Pflichten seines Herrscheramtes. Weltliche und geistliche Würdenträger gingen bei ihm ein und aus, Verträge wurden entworfen, Lehensurkunden aufgesetzt, Schenkungen vorgenommen, Streitigkeiten geschlichtet. An den stillen Abenden saß der König wie in jungen Jahren bei seiner Mutter, und neben der Mutter saß die Jüngste des Hauses, die nun zwanzigjährige Mathilde.

Konrad erinnerte sich einer Verabredung, die sein Vater mit Burchard von Thüringen getroffen hatte, und hielt es an der Zeit, sie einzulösen. „Es geht dich an“, sagte er zu seiner Schwester.

„Du weißt, daß Burchard bei Kaiser Arnulf in in Ungnade fiel und seine Vollmachten auf unser Haus übertragen wurden. Unser Vater aber war mit Burchard befreundet und beließ ihn stillschweigend in seiner Machtstellung. Zum Zeichen der

Freundschaft verabredeten die beiden, daß Burchards Ältester, wenn er herangereift wäre, um die Hand einer gewissen Frankentochter freien wollte, und mir hat unterwegs ein Vöglein gesungen, daß wir bald eine Braut auf der Weilburg haben würden."

Die Schwester errötete. Die Mutter aber sprach: „Du sagst uns nichts Neues. Burchards Ältester war im Sommer bei uns und hat seinen Willen bekundet, Mathilde zur Frau zu nehmen. Er war drei Tage unser Gast und ist uns lieb und wert geworden."

„Das höre ich gern", antwortete Konrad. „So will ich ihm einen Boten senden und ausrichten lassen, daß wir zu Weihnachten Hochzeit halten wollen. Sagt mir, ob ihr damit einverstanden seid."

Die Frauen hatten nur auf seinen Vorschlag gewartet „Und du?" fragte nach einer Weile die Mutter, „wann willst du daran denken, dir eine Frau zu nehmen?"

„Das habe ich mir aus dem Sinn geschlagen", antwortete Konrad; „wer sich ein Nest baut, der will auch darin wohnen. Doch dafür fehlt mir Zeit und Ruhe."

„Vielleicht würdest du mehr Zeit und Ruhe gewinnen", sagte die Mutter, „wenn du wüßtest, daß zuhause eine Frau auf dich wartet."

„Du magst recht haben, doch will ich jetzt noch nicht daran denken. Die nächsten Jahre werden uns noch keinen Frieden bringen." Er strich sich grübelnd das Haar aus der Stirn und fuhr wie im Selbstgespräch fort:

„In Lothringen haben unsere Freunde einen schweren Stand. Viele ehemals Königstreue sind zu Karl von Westfranken übergelaufen. In Allemannien liegen Adel und Geistlichkeit in ständiger Fehde. Bayern ist von der letzten Ungarnschlacht her noch geschwächt und kann jederzeit von neuem überfallen werden. In Thüringen soll mir die Schwester die alten Freundschaftsbande fester knüpfen und neue Freunde gewinnen helfen. Ich muß die Grenze gegen Osten stark machen, denn die Tage Herzog Bodos sind gezählt, und von seinem Nachfolger Heinrich erwarte ich mir nichts Gutes."

„Du erschreckst mich", sagte die Mutter. „Hat er dir nicht versichert, daß er nur zu halten wünscht, was er hat?" Konrad antwortete: „Die Gesinnung der Menschen ist wandelbar wie die Zeiten, und im Streit der Genossen untereinander gilt zuletzt doch nur der eigene Vorteil." Er sollte recht behalten.

Wenige Wochen nach der Verheiratung seiner Schwester starb Herzog Bodo, und sogleich fing das Streiten an. Das in Thüringen reich begüterte Kloster Hersfeld, das Bodo als Laienabt beherrscht hatte, erbat beim König freie Abtwahl und die eigene Gerichtsbarkeit zurück. Heinrich jedoch beanspruchte als Nachfolger seines Vaters diese Vorrechte für sich. Eine Botschaft des Königs wies er mit den Worten ab: „Ein Sachse hält, was er hat." Gleichzeitig beschlagnahmte er mehrere wertvolle Besitzungen in Sachsen und Thüringen, die dem Erzstift Mainz gehörten.

Nun ritt Konrad mit Heeresmacht nach Thüringen, stellte überall mit fester Hand die alte Ordnung der Dinge wieder her, machte den beiden Söhnen Burchards königliche Schenkungen und ritt dann zurück über Mainz an den Oberrhein wo seine

Anwesenheit dringend erforderlich war. Seinen Bruder Eberhard ließ er zur Aufrechterhaltung der Ordnung an der sächsischen Grenze zurück.

Zwar war der König in Schwaben und Lothringen siegreich, konnte aber nicht verhindern, daß die Bischöfe von Köln und Trier von ihm abfielen. Der königstreue Bischof von Konstanz wurde durch heimtückische Machenschaften gestürzt und getötet, und ein Lothringer trat an seine Stelle, ohne daß die Genehmigung des Mainzer Metropolitens eingeholt war.

Diese Ereignisse mochten bei den Mainzer Kirchenfürsten die Ansicht wecken, der König habe die Sache der Kirche nicht entschieden genug vertreten, und er sparte nicht mit Vorwürfen.

Konrad fühlte sich zu unrecht verdächtigt und ließ sich in seiner Empörung zu einigen unüberlegten Maßnahmen hinreißen. So verlieh er der alteingesessenen und reich begüterten Abtei Lorsch an der Bergstraße, die bis dahin zu Mainz gehört hatte, freie Abtwahl und stellte sie unter seinen königlichen Schutz, ebenso die Mainzer Besitzungen zu Nierstein und Lahnstein. Es ist verständlich, daß diese Bestimmungen am Mainzer Stuhl mit bitterer Enttäuschung vermerkt wurden.

Und wieder hieß es reiten — reiten! Wie oft mußte Konrad in diesen Jahren an das Wort seines Vaters denken: Wenn du erst im Sattel sitztest, wird des Reitens kein Ende mehr sein! Wie oft hatte er die deutschen Lande kreuz und quer durchzogen! Er hätte überall zugleich sein müssen. Es war wie bei einem großen, weit ausgedehnten Brand: Kaum ist das Feuer an einer Stelle gelöscht, so flackert es an zwei, drei anderen Stellen wieder auf; unter der Asche glimmt es weiter, und ein Windstoß genügt, es von neuem anzufachen.

Schone deine Kräfte! rieten ihm die Freunde; du kannst nicht überall zu gleicher Zeit sein. Es geht über eines Menschen Kraft, was du tust. Aber Konrad gönnte sich keine Ruhe. Der Traum des Großen Karl war nicht ausgeträumt. Der Sachse sollte nicht Recht behalten. Noch war der Glaube seiner Jugend stark und glühend in ihm, und er wußte: Ich trage nicht nur des Reiches Krone — was in mir glaubt und hofft, liebt und hadert, ist das Herz des Reiches.

Nur zuweilen überfiel den Übermüdeten der Zweifel: Wird mir die Krone zu schwer? Ist mein Arm wirklich stark genug für das Schwert des großen Karl?

Eberhard war zu ihm gestoßen, um über den Sachsen Klage zu führen. Er redete in seiner stürmischen Art auf ihn ein: „Du müßtest härter sein! Schau, wohin dich deine ewige Geduld und Rücksichtnahme führt: Sie unterwerfen sich dir zum Schein und geben dir feierliche Versprechungen, aber kaum hast du den Rücken gewandt, so brechen sie ihr Wort und zerstören, was du aufgebaut hast. Gegen Rebellen hilft nur Härte. Leg ihnen die Köpfe vor die Füße. Ein toter Rebell macht dir keine Sorge mehr.“

Konrad ritt in schweren Gedanken neben ihm. „Manchmal denke ich wie du“, sagte er; „Aber wenn ich dann über einem wackeren Gegner das Schwert blitzen sehe, fällt es mir auf die Seele, daß es Bruderblut ist, was wir vergießen. Und wenn ich so denken muß, dann sinkt mir der Arm. Wer soll das Reich bauen, wenn wir uns gegenseitig vernichten?“

„Einer ist, in dem das Herz des Reiches schlägt — du!“ beharrte Eberhard. „Wer rebellisch und verräterisch gegen dich die Hand erhebt, muß um des Reiches willen fallen. Bis nach Thüringen ist die Kunde gedrunen, wie der Schwabe mit seinem Anhang den getreuen Konstanzer bedrängt, indes die Ungarn schon durch die Südmark schwärmen. Auf Arnulf, den Bayern, ist ebensowenig Verlaß. Glaube mir, eher verrät er uns an den Reichsfeind, als daß er dir Wort hält. — Elendes Gezücht!“

Eberhard spuckte verächtlich aus. „Mehr als der Hochmut des Sachsen brennt mich solcher Verrat!“

Die kommenden Monate und Jahre sollten die düsteren Worte Eberhards bestätigen. Während der König zu Frankfurt Hof hielt, erreichte ihn die Kunde, daß Erchanger den Bischof von Konstanz gefangen und auf seine Burg geschleppt habe. In Gewaltritt eilte Konrad nach dem Süden, befreite den Bischof, überwältigte Erchanger und schickte ihn in die Verbannung.

Dann wandte er sich gegen die Ungarn, die, von Arnulf ungehindert, nach Süddeutschland eingedrungen waren und gleichzeitig im Norden bis Fulda vorrückten und das Land verwüsteten.

Konrad mußte seine ganze Kraft einsetzen, um ihrer Herr zu werden, und vergeblich bat er den Sachsen, ihn gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Heinrich ließ Ihn ausrichten, er werde sich erst gegen die Ungarn stellen, wenn sie seine eigenen Grenzen bedrohten. Wer den Traum vom Reiche träume, möge auch des Reiches Schützer sein.

Während Konrad sich mit den Ungarn schlug, flammten die Unruhen in Schwaben von neuem auf. Diesmal gelang es dem König, die Aufständischen in der Feste Hohentwiel einzuschließen. Doch kam es nicht zur Übergabe, denn nun erreichte ihn schlimme Kunde aus Thüringen, wo Eberhard mit seinem fränkisch-hessischen Heerbann gegen die Sachsen vorgedrungen, von diesen aber in einem blutigen Treffen bei der Feste Eresburg geschlagen worden war.

Konrad brach die Belagerung von Hohentwiel ab und eilte nach Norden. Sein Bruder schnaubte Wut und Rache. Doch der König übersah die Lage — der Sachse saß in seiner Feste Grone bei Göttingen wohlverschanzt und bot dem königlichen Heerbann; der zu schwach war, Trutz. Da entschied sich Konrad gegen den leidenschaftlichen Widerspruch seines Bruders, mit Heinrich zu verhandeln.

Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Brüdern, die damit endete, daß Eberhard bat, an die Front im Süden gehen zu dürfen. Sein Stolz ertrug es nicht, als Unterhändler in das Lager des verhaßten Sachsen geschickt zu werden.

Während der König mit Heinrich zu einem Waffenstillstand und für beide Teile erträglichen Vertrag gelangte, kämpfte Eberhard auch in Schwaben mit wenig Glück. Denn inzwischen war Erchanger aus der Verbannung zurückgekehrt und hatte sich mit seinen Anhängern vereinigt.

Nun war es auch mit Konrads Geduld zu Ende. Er eilte an den Bodensee, bezwang die schwäbischen Rebellen in erbitterten Kämpfen und überlieferte die drei

Rädelsführer dem Henkerschwert. Von Schwaben aus wandte er sich gegen die Bayern, deren Herzog Arnulf sich mit den Ungarn verbündet hatte. Bei den schweren Kämpfen um Regensburg wurde er verwundet und mußte den Oberbefehl seinem Bruder Eberhard überlassen.

Er selbst ritt, ohne seiner Wunde zu achten, nach Norden, urkundete in Frankfurt, in Hersfeld, in Forchheim und Tribur, unermüdlich an seine Pflicht gekettet, bis Verwundung und Siechtum seine Lebenskraft aufgezehrt hatten. Das Reiten machte ihm Mühe, das Schwert entsank seiner Hand. Die Krone des großen Karl war ihm endgültig zu schwer geworden.

Als das Jahr 919¹ sich zu neigen begann, zog es ihn nach dem heimatlichen Weilburg. Ein vom Tode Gezeichneter, ritt er mit kleinem Gefolge über die Zugbrücke.

5. Kapitel

Während um die Burgmauern der Schnee sich hoch und höher türmte, saß Konrad blaß, abgezehrt, frierend beim schwelenden Kaminfeuer. In der schlecht verheilten Wunde wütete der Brand. Fieberfröste schüttelten ihn, und der Schlaf blieb ihm fern. Mutter Glismuoda pflegte ihn mit aufopfernder Sorge.

Der alte Waffenmeister Bodo saß stundenlang bei ihm, fragte nach seinen Wünschen und sprach ihm Mut zu. „Sollt sehen, es wird noch alles gut. Wenn erst der Winter vorbei ist und das erste Grün um die Burgmauern sprießt, dann werdet Ihr wieder reiten.“

Der König hob lächelnd die bleiche Hand. „Reiten“, sagte er, „wie gern! Aber damit ist es wohl zu Ende.“

„Ihr seid erschöpft“, tröstete der Alte; „Ihr habt Euch zuviel aufgeladen. Der tiefste Brunnen schöpft sich einmal leer. Aber Ihr werdet wieder zu Kräften kommen. Ihr seid jung. Ja, wenn ein Alter wie ich solche Wunde hätte — —. Soll ich Euch noch ein Kissen unterlegen? Ihr sitzt nicht gut.“

„Kein Kissen“, bat der König, „eine Decke kannst du mir noch holen. Mich friert.“ Der Alte erhob sich, ging hinaus und kam mit einem zerschissenen Fellmantel zurück. „Seht“, sagte er, „der ist besser als eine Decke. Kennt ihr ihn noch? — Von Eurem ersten Ritt nach Lothringen habt Ihr ihn mir mitgebracht, und ich habe seitdem jede Nacht unter ihm geschlafen. Jetzt soll er Euch wärmen.“

Mit großer Zärtlichkeit hüllte er die zusammengesunkene Gestalt in den alten Mantel und stand neben dem Sessel, und über sein bärtiges Gesicht zuckte es vor Leid und Erbarmen. „Hab Dank!“ sprach der König. „Das tut wohl. Besser als dein Mantel wärmt mich deine Treue.“ Der Alte wandte sich ab, um seine Rührung zu verbergen, und trat an die Fensterluke. Er konnte nicht hindern, daß von unterdrücktem Schluchzen seine Schultern bebten.

¹ Statt „919 muss es „918“ heißen, denn König Konrad starb am 23.12.918.

Der König sah es und rief ihn an: „Bodo! Alter Freund! Das darfst du mir nicht antun, daß du meinetwegen weinst.“

„Ach!“ schluchzte der Alte, „daß Ihr vor mir liegen müßt — wund und siech — so jung noch — und ich — — wie gern wolle ich an Eurer Statt liegen, alt, wie ich bin und zu nichts mehr nütze —.“

„Sprich nicht so, Bodo“, wehrte ihm der König. „Uns allen ist ein Ziel gesetzt, dir und mir, und wenn uns die Stunde schlägt, müssen wir uns klaglos fügen ins Unabwendbare. Denkst du, daß ich den Tod fürchte?“

„O nein“, antwortete Bodo, „Ihr habt ihm hundertmal ins Auge geschaut und nicht gezittert. Wenn ich denke, wie Ihr, ein Jungmann noch, dem Bären gegenüberstandet, den ich gefehlt hatte! Hätte damals Eure Hand gezittert — ich wäre zu Eurer Rettung zu spät gekommen.“

„Und doch war mir's nicht einerlei“, erinnerte sich der König; „aber weniger, weil es hart auf hart ging, sondern weil du mich gegen den Willen des Vaters mitgenommen hattest; und du weißt, was dir geblüht hätte, wäre mir ein Unglück zugestoßen!“

„Euch zuliebe hätte ich jede Strafe auf mich genommen“, versicherte Bodo.

„Damals, als ich gegen deinen Willen über die zugefrorene Lahn ritt und Vaters Fuchsstute zu Schaden kam — weißt du noch? — da wollte er dich mit Schimpf und Schande von der Burg jagen und du warst doch gar nicht schuld gewesen.“

„Ach, der Herzog war ein jäher Herr, leicht zum Zorn, aber auch leicht zur Güte. Es ist wohl so, daß Ihr sein Wesen geerbt habt — viel mehr als Euer Bruder Eberhard.“

„Mag sein. Eberhard ist jähzornig und trägt nach. Nicht leicht verzeiht er eine Kränkung, die ihm angetan wurde.“

„Vielleicht wird er einmal weniger Freunde haben als Ihr.“

„Vielleicht“, sagte der König und geriet in's Sinnen, Nach einer Weile begann er wieder: „Komm, rück deinen Schemel herzu und setz dich zu mir. Und erzähl mir, wie du es so oft getan hast, als du mir die ersten Pfeile schnitztest.“

Der Alte setzte sich. „Was soll. ich Euch erzählen?“

Der König sagte: „Ich muß in diesen Tagen so oft an meinen Urahn Gebhard denken. Ich kann mich seiner kaum noch erinnern. Aber manchmal, besonders wenn ich nicht einschlafen kann, ist mir, als fühlte ich ihn nahe bei mir und hörte ihn sprechen. Nur weiß ich mir den Sinn seiner Worte nicht zu deuten. Erzähl mir von ihm, vielleicht, daß sich mir besser erschließt, was er mir sagen will.“

Bodo heftete den Blick auf die gegenüberliegende Fensterluke, vor der große, weiche Schneeflocken lautlos fielen, und begann zu erzählen . . .

„Alle haben seinen Namen mit Ehrfurcht genannt. Er hat drei Königen gedient, und sie hießen ihn unseren hochedlen und vielgetreuen Herzog!“

„Nobilissimus et fidelissimus dux — war sein Beiname“, warf der König ein; „edel und treu, wie alle seines Geschlechtes.“

„Ihr sagt es“, fuhr Bodo fort. „Aber Euer Urahn besaß noch eine Tugend, die man unter Seinesgleichen wohl nicht allzu häufig findet: Er liebte den Frieden und haßte den Bruderzwist. Er wollte nicht, daß Wind gesät und Sturm geerntet werde. Darum war er immer bereit, zwischen den Streitenden zu vermitteln. Die Könige bedienten sich seiner als Friedensstifter. Sein Wort galt viel im Rate der Großen. Sie haben ihn reich gemacht an Ehren und Gütern. Aber zuletzt wandte er sich, müde der weltlichen Händel, ganz den geistlichen Dingen zu. Als einsamer Büsser zog er sich in das Stift Gemünden im Westerwald zurück. Hier habt Ihr ihn zum ersten- und letztenmal gesehen.“

„Ihr wart nicht größer als so“ — der Alte zeigte mit der Hand die Größe eines fünfjährigen Kindes — „da nahm er Euch auf den Arm. Ich sehe das Bild noch vor mir — die hohe Gestalt des Neunzigjährigen, weiß von Bart und Haar, im braunen Gewand der Ordensbrüder von Gemünd. Euer Vater, ein junger Mann damals noch, sagte ihm, daß Ihr schon wacker nach Bogen und Pfeil verlangtet. Da schaute er Euch mit seinen guten blauen Augen an und sagte: Werde ein Held ohne Fehl; doch soll einmal dein Arm stark sein zum Kämpfen, so laß deine Hand allzeit bereit sein zu Frieden und Versöhnung. — Ich habe all die Jahre, da er in Gemünd weilte, manches Wildbret den Mönchen gebracht und fast immer ein gutes Wort von ihm bekommen und die Mahnung. Schau auf die Kinder, daß sie brav und gottesfürchtig bleiben! — Einmal kam ich, es war im hohen Sommer, da sagte mir der Pförtner, daß der Bruder Herzog in der verwichenen Nacht eines gottseligen Todes entschlafen sei. Die Boten waren schon auf dem Wege, die Todesnachricht in das Land zu tragen.“

Der Alte unterbrach sich eine Weile, ehe er fortfuhr: „Keiner aus seinem Geschlecht hat so lange gelebt wie er. Eure Mutter pflegte zu sagen, an ihm habe sich das Wort erfüllt: „Selig die Friedfertigen, sie werden das Land besitzen.“

Der König nickte nachdenklich. „Auch sein Urenkel wird dahingehen, kaum, daß er in seinen Sommer getreten ist“, sagte er ohne Bitterkeit. „Aber Frieden zu stiften war ihm nicht vergönnt.“ Dann schwiegen beide. Unentwegt lockte draußen der Schnee. Da drang in die Stille der gedämpfte Klang des Hifthorns vom Turm.

„Geh und erkunde, wer Einlaß begehrt“, sprach der König. „Und bitte Eberhard zu mir.“ Bodo entfernte sich leise. Der Tag war im Verdämmern.

Noch einmal kam der Hornruf. Der König hörte ihn und hörte ihn nicht; er war erschöpft eingeschlummert, das bärtige Kinn auf der Brust. Wenige Minuten später weckte ihn ein leises Klirren. Als er aufschaute, stand sein Bruder Eberhard neben ihm, eine hohe ritterliche Gestalt.

„Du hast mich rufen lassen“, sagte er. Konrad mußte sich erst besinnen. „Mir war, ich hörte das Horn.“

„Bischof Heriger ist von Mainz herübergekommen, um das Weihnachtsfest bei uns zu feiern“, sagte Eberhard.

„Heriger?“ Der König schaute wie benommen vor sich hin. „Nein, der war es nicht. Hatto war es. Hier, wo du stehst, hat er gestanden.“

„Wann?“ — „Kurz, bevor du kamst.“ — „Du hast geträumt. Hier war niemand. Und Hatto ist lange tot.“

Konrad riß sich aus seiner Benommenheit. „Du siehst“, sagte er wie zur Entschuldigung, „die Traumgeister gewinnen schon Macht über mich. Aber sonderbar war es — nicht Hatto allein — ich muß dir das erzählen. Setz dich zu mir.“

Er schöpfte mühsam Atem, wischte sich über die feuchte Stirn und sprach; mit dem Blick am Boden, als spiegle sich dort das soeben Geschaute: „Wie aus der Erde gewachsen, stand er vor mir. Sein Gesicht war bleich und finster. Er trug die kirchlichen Gewänder wie bei einer Krönung. In der einen Hand hielt er die Krone, in der anderen das Schwert des großen Karl. „Die Krone sucht einen König“, sagte er. Es klang, als spräche er unter der Kuppel des Mainzer Domes. „Der König bin ich. Gib her die Krone!“ rief ich. Er aber trat drohend einen Schritt näher, stand wie ein Fels und sprach: „Sie wird dir genommen. Ein Stärkerer soll sie tragen“.

Ich wollte mich aufrichten, da klang das Horn, und kaum war es verklungen, stand an Hattos Stelle der Urahn Gebhard vor mir, weiß von Bart und Haar, demütig im braunen Gewand der Gemündener Mönche. Sein Gesicht war voller Güte. Er sprach zu mir: „Dein Arm war stark zum Kämpfen; nun laß deine Hand bereit sein zu Frieden und Versöhnung“.

„Mein Arm ist müde“, sagte ich

„Ich weiß“, nickte er; „Gott richtet uns nach unserem Wollen, nicht nach unserem Tun. Mache dein Herz stark. Das Größte bleibt noch zu vollbringen.“

„Was ist das Größte?“ fragte ich. Er aber antwortete nicht mehr, sondern hob seine Rechte wie zum Segen und schwand. — Jetzt sage du mir, Bruder: Was ist das Größte? Was meinte der Urahn? Den Mainzer habe ich verstanden.“

Eberhard antwortete: „Ich weiß nur: Du mußt wieder gesund werden und dein Werk zu Ende führen.“

Konrad schüttelte schwach das Haupt. „Ich werde nicht mehr gesund. Der Brand greift mir nach dem Herzen. Ich muß gehen, und meine Arbeit ist nicht getan. Das schafft mir Not.“

Eberhard entgegnete fast zornig: „Du hast getan, was in eines Menschen Macht stand. Das kann ich vor Himmel und Erde bezeugen!“

„Und du warst treu, Bruder“, sagte der König, „so treu wie tapfer. Ich habe dir nie gedankt. Ich tue es jetzt — im Angesicht des Todes.“ Er streckte Eberhard mühsam die Hand entgegen. Eberhard kniete nieder und ergriff mit beiden Händen die welke Hand des Bruders. „Du sollst mir nicht danken“, sagte er mit Leidenschaft. „Was ich getan habe, war für König und Reich. Alle unsere Freunde denken so. Du warst treu wie keiner. Wie hätten wir dir anders als mit Treue lohnen können?“

Der König lächelte, nickte und schwieg. Seine Lippen bewegten sich, als spräche er mit sich selber. Seine Augen waren geschlossen. Nach einer guten Zeit

richtete er sich auf und sagte fest: „Er hat recht gesprochen, der Mainzer. Und jetzt weiß ich, was in all der Zeit, die ich hier untätig grüble, der Urahn mir sagen wollte. — Rufe mir den Bischof. Es drängt mich, meine Rechnung mit dem Himmel zu machen. Und dann will ich dir und den anderen sagen, was geschehen muß.“

6. Kapitel

Als der Heilige Abend des Jahres 919² um die Weilburg zu dämmern begann, versammelten sich die Verwandten und Freunde des Königs in der Burgkapelle.

Während der Bischof Heriger die feierlichen Gewänder anlegte, trugen vier Ritter den sterbensmatten König auf einer Bahre herein und betteten ihn, der Sitte der Zeit und dem frommen Sinn der Familie gemäß, im schlichten härenen Kleid vor dem Altar auf ein grobes braunes Linnen, das mit Asche bestreut war.

Unter Gebeten und Gesängen wurde das heilige Opfer gefeiert, und der König folgte mit gesammelter Aufmerksamkeit, obwohl seine Kräfte jeden Augenblick zu versagen drohten.

Die Menschen standen in ergriffenem Schweigen. Nachdem der Gottesdienst beendet war, winkte der König seinem Bruder, ließ sich von ihm aufrichten, und als er aufrecht saß, von zwei Männern gestützt, sprach er zu den anwesenden Großen:

„Ich danke euch; Viedle und Getreue. Möge Gott euch lohnen. Ich habe euch schlecht gelohnt.“ Er sprach so leise, daß die fernen Stehenden nähertraten, um ihn zu verstehen. Der König fuhr fort:

„Mein Leben zerrinnt, ehe ich meinen Auftrag erfüllen konnte. Ich habe keine leichte Erbschaft angetreten, ihr wißt es. Tapfere Freunde hätte ich gebraucht aus allen Landen deutscher Zunge. Gemeinsam hätten wir das Reich gebaut, die Grenzen fest gemacht und auf Werke des Friedens gedacht. Ich habe ohne Unterlaß um Freundschaft geworben, aber ich bin nicht gehört worden. Mit Güte und Nachsicht wollte ich die Mißtrauischen und Neider gewinnen — sie haben mir mit Abfall und Verrat vergolten. Viel edles Blut ist geflossen. Ich selbst bekenne mich schuldig mancher Untat. Möge Gott mir verzeihen.“

Er hielt erschöpft inne, holte mühsam Atem, klammerte die Hände fest an die stützenden Männer. „Die Krone sucht einen König. Sie muß den Besten finden. Laßt mich euch raten. Ich habe es lange bedacht. Bischof Heriger kennt meinen Willen. Er möge sprechen.“

Der Bischof trat einen Schritt vor und sprach: „Des Königs Wort und Wille sei uns heilig: Er will, daß Heinrich von Sachsen sein Nachfolger sei.“

Da entstand eine Unruhe unter den Männern. Zurufe wurden laut. Nur der geweihte Raum dämpfte die laute Empörung.

² Statt „919 muss es „918“ heißen, denn König Konrad starb am 23.12.918.

Eberhard trat vor den König und sprach mit vor Erregung bebender Stimme: „Der dir und uns im Trotz die schwersten Wunden geschlagen, darf nie und nimmer dein Nachfolger werden!“

Heriger widersprach ihm: So nenne uns einen, der stärker und besser ist.“

Eberhard schwieg. An seiner Stelle erwiderte Kurzbold von Engers: „Jeder weiß, daß das Haus der Konradiner den schwersten Blutzoll für das Reich gebracht hat. Meine Meinung ist: Die Krone braucht nicht weit zu suchen.“

„Eberhard sei ihr Träger!“ pflichtete der Birkenfelder bei.

„Nicht Eberhard!“ rief der Diezer, „er kann seine Freunde an den Fingern einer Hand abzählen.“ „Schweig!“ begehrte der Birkenfelder auf. „Freunde gleich dir wiegen freilich nicht schwer.“ Der König hob abwehrend die Hand. „Nicht so, meine Freunde! Ihr wenigstens sollt eines Sinnes sein. Ihr wart mir treu, weil ihr wie ich an das Reich geglaubt habt. Denkt auch in dieser Stunde an das Ganze. Unsere Macht hat nicht ausgereicht, die Einigkeit der deutschen Stämme zu erzwingen — in einer Zeit, da wir noch stärker waren, als wir es heute sind; sie würde in nutzlosen Bruderkämpfen völlig zerrieben, wenn Eberhard König würde.“

Er wandte sich an seinen Bruder mit beinahe flehender Stimme: „Eberhard! Bei deiner brüderlichen Liebe und Treue bitte ich dich — ich kann und will dir nicht befehlen —: Leiste Verzicht! Schau über diese Mauern, schau über die engen Grenzen unserer rheinisch-fränkischen Herrschaft hinaus auf das größere Vaterland, das aus tausend Wunden blutet, weil seine Großen nicht groß genug denken wollen. Denke du größer als sie. Gib ein Beispiel, das sie beschämt. Bringe Krone und Schwert dem Herzog von Sachsen!“

Eberhard ballte die Fäuste. „Ich kann nicht. Ich hasse den Sachsen!“

Da bat der König: „Sprich nicht von Haß. In dieser Stunde kniet die Christenheit im Geiste an der Krippe dessen, der aus Liebe zu uns Mensch geworden ist: In dieser Nacht singen die Engel wieder ihr Friede auf Erden! Wenn es erklingt, bin ich nicht mehr bei euch. Laß deine Hand bereit sein zu Frieden und Versöhnung; dein Arm wird umso stärker sein zu gerechtem Kampfe. Ich schwöre dir: Heinrich ist edel und groß. Die Freundeshand, die er mir verweigert, wird er dir nicht versagen. Sprich zu ihm: Ich will dein Freund sein, mein sterbender Bruder hat es mir ins Herz gelegt; es war sein letzter Wille.“

Noch eine Weile zögerte Eberhard im Widerstreit seiner Empfindungen. Dann brach er vor seinem königlichen Bruder in die Knie und sagte: „Ich fasse es noch nicht, aber ich tue nach deinem Willen.“

„Dafür segne dich Gott!“ sprach aufatmend der König. „Das Letzte und Größte zu vollbringen, blieb dir vorbehalten. Jetzt kann ich getrost sterben.“

Als im Schweigen der Heiligen Nacht die ersten Sterne über der Weilburg aufblinkten, hauchte König Konrad seine edle Seele aus.

In der Frühe des nächsten Tages ritt Eberhard mit einem Häuflein Getreuer aus der Burg und auf die Straße, die nach Osten führt. Schweigend ritten sie dahin und trugen die Krone.

Auf der Höhe hielten sie noch einmal an und schauten lange zurück auf die Burg, hinter deren Mauern Macht und Zukunft der Konradiner dahingesunken waren.

Scham und Zorn brannten auf Eberhards Stirn. Er sah im Geiste das blasse Gesicht des toten Königs im Schein der Kerzen vor sich und wußte: Er war besser als wir alle, besser und edler als seine Feinde, die ihn in den Tod gehetzt haben. Meine Pflicht wäre, ihn zu rächen, die ihm angetane Schmach im Blute seiner Feinde abzuwaschen.

Haß glühte in seinen Augen, die Faust zuckte nach dem Schwertgriff. Ungeduldig stampften die Hufe der Goldfuchse den Schnee.

Da war es ihm, als höre er die Stimme seines sterbenden Bruders: Schau über die Grenzen auf das größere Vaterland.... Ja, Bruder! nickte er zur Burg hinüber, dein Wort sei mir heilig.

Hochaufgerichtet wandte er sich im Sattel, den Blick nach Osten, hob den Arm und rief:

„Wir reiten!“